

Wien, im April 1909.

Herrn Dr. Dr. Michael Haberlandt  
in Verehrung zugeeignet

Separat-Abdruck aus der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“

XXXI. Jahrgang.

(A. Hartleben's Verlag in Wien.)

1576 SA  
BIBLIOTHEK DES VEREINES  
FÜR ÖSTERREICHISCHE VOLKSKUNDE.

## Erinnerungen aus der Bretagne.

Von Dr. Rudolf Trebitsch in Wien.

„Bretagne“, der Name erinnert uns sofort an die „Grande Bretagne“, an Großbritannien und wirklich besteht ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden Ländern. In fernen geologischen Zeiten bildete dieser Teil Frankreichs mit einem großen Teil des heutigen Englands ein Land — eine große Granitmasse. Aber der Name Bretagne hat wohl eine andere Begründung: Im 5. und 6. Jahrhundert nach Christi Geburt kamen Scharen von Kelten, die sogenannten Bretonen aus Großbritannien herüber und bevölkerten die heutige Bretagne. Sie sind die Vorfahren der heutigen Bretonen.

Dieses Land bereifte ich nun mit dem Phonographen, um für das Phonogrammarchiv der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien Aufnahmen der schon stark im Rückgang begriffenen bretonischen Sprache zu machen. Nebenbei versuchte ich es auch, dasselbe vom touristischen und ethnographischen Standpunkt so gründlich als möglich kennen zu lernen.

So erreichte ich denn am 1. August 1908 über Paris die ehemalige Hauptstadt der Bretagne: Rennes. An dem Zusammenflusse der Vilaine und der Ille gelegen, bietet die ungefähr 75.000 Einwohner zählende Kleinstadt so recht das Bild provinzieller Stille. Ein Teil des Ortes ist ganz modern, ein anderer deutet mit seinen Holzhäusern auf gute alte Zeiten. Eine von diesen Baracken soll im 14. Jahrhundert den berühmten Nationalhelden Bertrand du Guesclin beherbergt haben und wird noch heute bewohnt! Diese Mitteilung wurde mir von dem Kutsher, der mit mir eine Rundfahrt durch die Stadt unternahm, mit ungläubigem Lächeln vorgebracht. Leider ist der größte Teil dieser Altstadt wiederholten Feuersbrünsten zum Opfer gefallen. Ein ganz netter botanischer Garten, ziemlich hoch gelegen, mit hübschen Blumen und bedeutenden Statuen befriedigt das Bedürfnis der Renneser nach frischer Luft. Man kann es sich gar nicht vorstellen, daß zur Zeit des hier abgewickelten Dreyfusprozesses reges Leben alle Gassen gefüllt haben soll. Die guten Leute schwärmen noch von dieser Affäre, weil ihre Geschäfte niemals so gut gingen wie damals. In einem ganz

unscheinbaren „Dyce“, das mir gezeigt wurde, vollzogen sich diese hochdramatischen Gerichtsverhandlungen. Ein ebenfalls ganz nüchterner moderner Bau wurde mir als die Universität vorgestellt. Zahlreiche Fabriken, besonders Gerbereien vervollständigen das nicht sonderlich anmutige Stadtbild. Selbstredend fehlt auch ein „Champ de Mars“, das Exerzierfeld, nicht; es ist ganz nahe beim Bahnhof gelegen. Durch die Gassen schlendernd, bemerkte ich in vielen Auslagen „Bretonischen Schmuck“, nicht besonders originelle Objekte aus Alt Silber, die wohl nur mit einem klingenden Namen bezeichnet werden, um die Kauflust der Vorübergehenden zu steigern. Gerne verließ ich nach Erledigung aller Besorgungen Rennes, dessen allzu große Ruhe bereits auf mir zu lasten anfang. Um der Stadt aber nicht unrecht zu tun, muß ich bemerken, daß viele ihrer Bewohner in der Sommerfrische weilten.

Nach ungefähr vierstündiger Bahnfahrt erreichte ich am 2. August die Stadt St. Malo, wo ich teils wegen meiner wissenschaftlichen Arbeit, teils der schönen Umgebungen halber acht Tage zubrachte. Schon am Bahnhof ankommend, hatte ich eine Augenweide. Man sieht da gleich eine größtenteils aus dem 16. Jahrhundert stammende Festung, am Meere gelegen, mit einer Kirche in der Mitte, ganz aus Granit, vor sich. Eine Mauer, die diese Häusergruppe mit ihren 10.000 Einwohnern umschließt, eröffnet uns bei halbstündiger Wanderung über sie die lieblichsten Fernsichten. Bei der dem Bahnhof zugekehrten Porte St. Vincent beginnend, sehen wir mehrere romantische Felseninseln mit kleinen Befestigungen. Hier erblicken wir außerdem noch im Sande viele astlose eingerammte Baumstämme, Wellenbrecher, dazu bestimmt, die Wucht der oft hier sehr hochgehenden See abzuschwächen. Weiter gegen Westen und Süden folgen dann die Hafenanlagen und in weiterer Ferne leuchtet der schöne Strand des berühmten Seebades Dinard, genannt la grève de l'Écluse, mit seinem weiß glitzernden großen Hotel herüber. Im Süden erblicken wir die Schwesterstadt St. Servan; nach Osten zu zeigen sich uns die minder interessanten Hafengebäude. Und doch dürfen wir an einem dieser nicht achtlos vorübergehen, es trägt die Inschrift „Expedition Mr. Charcot“. Hier wurde das Schiff gebaut, auf welchem der kühne Forscher im Sommer 1908 dem Südpol zusteuerte. Die Bewohner von St. Malo gelten nämlich als ausgezeichnete Schiffsbauer. Durch diesen Rundgang sind noch nicht alle Reize dieses Ortes erschöpft. Wenn wir die engen Gäßchen von St. Malo durchwandern, so werden wir an den heißesten Tagen durch Schatten und Kühle erfrischt und genießen fortwährend den Anblick von Häusern, die den Jahrhunderten getrotzt haben. Ganz anders zeigt sich uns das Bild der Uferlandschaft zur Zeit der Flut und zur Zeit der Ebbe. Das Meer zieht sich nämlich bei Ebbe soweit zurück, daß man einige der Inseln trockenen Fußes erreichen kann. Ein Teil der Stadt, so das Kasino mit seinem Koullette und einige ganz moderne Bauten liegen außerhalb der Festungsmauern

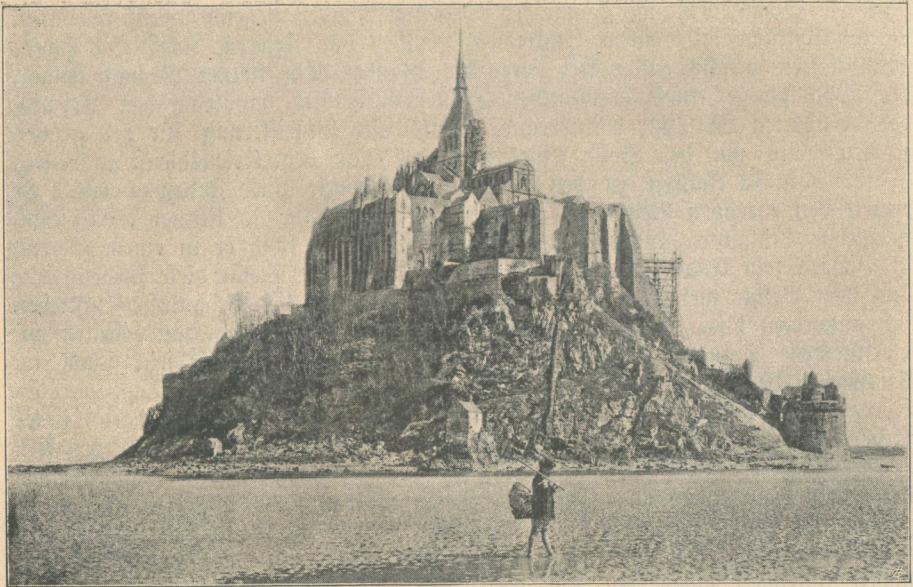
Heiße Kämpfe gab es hier zu wiederholten Malen mit dem Erzfeinde Frankreichs, den Engländern, und noch sieht man an einzelnen Häusern Spuren von englischen Kanonenkugeln. St. Malo wird auch heute noch vielfach von Engländern belagert, aber in ganz friedlicher Weise bei den Hôtel-Table d'hôtes.

Ein Kuriosum findet sich noch im Kasino: „Le musée breton“. Gleich beim Eingang wird unser Blick durch eine Bauernstube gefesselt, wie ich sie später in natura zu sehen bekam. Das Auffallendste darin ist wohl ein Holztisch, der Vertiefungen trägt, welche beim Essen die Teller erfassen sollen. Sie besitzen Ablaufhähne. Dieses primitive Möbelstück dürfte auf mehrere Jahr-

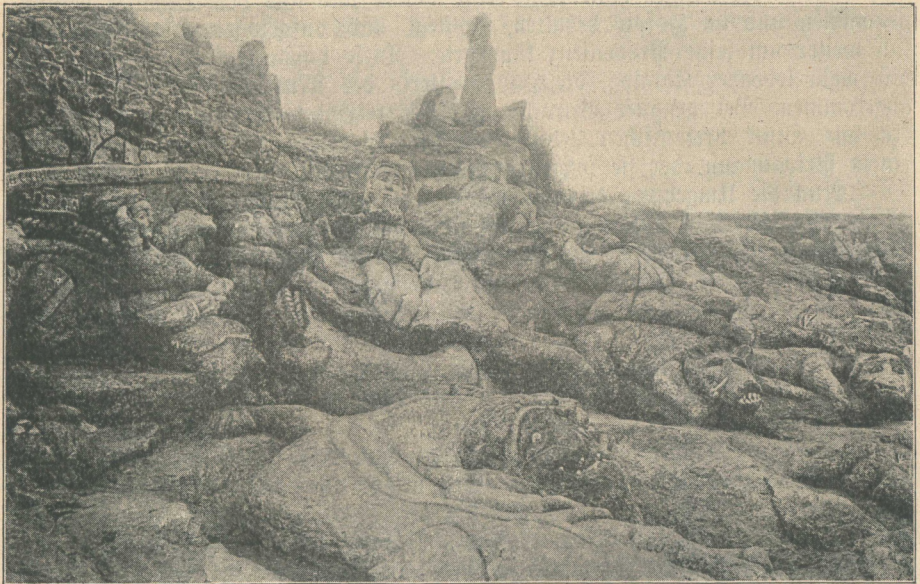
hunderte zurückgehen, ich konnte es aber im Lande nirgends mehr antreffen. Nationalkostüme mit reichen Stickereien, Hauben von Frauen, Acker- und Hausgerätschaften verschiedenster Art zieren die Wände. Ein kleines Gemach enthält die Wachspuppe eines bretonischen Helden aus den napoleonischen Kriegen, des berühmten La Tour d'Auvergne. Teils aus Begeisterung für den großen Korsen, teils um den Sohn eines Freundes vor dem Kriegsdienst zu retten, griff er mit 52 Jahren zu den Waffen und machte viele Feldzüge mit. Er erhielt den ehrenvollen Beinamen „Le premier Grenadier de France“, da er sich in vielen Schlachten ausgezeichnet hatte. Schließlich fand er in einem Gefecht in Bayern sein Ende. Hier werden nun in rührender Pietät viele Gegenstände aus dem Besitze dieses wackeren Kriegers aufbewahrt. In Schaukästen schließen sich außerdem historische Dokumente, Münzen und bretonische Handarbeiten an. Verschiedene Spindeln erinnern an den reizenden Brauch, der jetzt schon im Aussterben begriffen ist, daß der junge Bauer seiner Braut am Tage vor der Hochzeit eine solche überreicht. Das junge Mädchen spinnt nun daran unter Scherzen und Schäkern der dabei zusehenden Freunde ihres Erwählten. Am Hochzeitstage selbst wird die Spindel in der Kirche neben dem Schutzheiligen des Mädchens aufgestellt. Zahlreiche Holzschnitzereien, da und dort aufgestellt, zeugen für die Kunstfertigkeit der Bretonen. Aus der Fülle der Gegenstände möchte ich nur noch einen herausgreifen: Wir sehen auf einem ungefähr meterhohen Holzsockel einen um eine senkrechte Achse drehbaren Behälter aus Holz mit einer großen Öffnung auf der einen Seite, das Ganze genannt: „La tour de l'hospice“. In den Behälter konnte ein Mädchen ungesehen ihr uneheliches Kind hineinlegen, indem sie sich die betreffende Öffnung zudrehte. Nachher wurde diese dem Hospiz zugewendet, welches an der gegenüberliegenden Stelle eine Lücke in der Mauer hatte. Das Kind wurde nun aus dem Behälter herausgenommen und im Hospiz behalten, gepflegt und aufgezoget, ohne daß man sich weiter um seine Provenienz kümmerte. Diese humane Einrichtung ist, wie mir mein lebender Katalog, die Hausmeisterin des Museums, mitteilte, bereits abgekommen. Bei genauer Betrachtung dieser reizenden Sammlung entrollt sich ein gut Stück bretonischen Lebens vor unseren Augen. Die Kollektion gehört einem Privatmann, der sie sogar leider veräußern will.

Nun die Umgebung von St. Malo. Das Schönste daran ist der berühmte Mont St. Michel. Viktor Hugo soll über den Ort dereinst geschrieben haben: „Der Mont St. Michel ist für Frankreich, was für Ägypten die große Pyramide ist.“ Tatsächlich ist er auch ebenso wie das ägyptische Denkmal weithin sichtbar, was sich durch die hier ganz flache Küste erklärt. Vor vielen Jahrhunderten lag diese herrliche Insel gerade an der Grenze der Normandie und Bretagne. Heutzutage liegt sie schon ganz in der Normandie, da die Normannen im Laufe der Zeiten die Bretonen aus einem großen Teile ihres ursprünglichen Gebietes verdrängt haben.

Eine 2- bis 3stündige Bahnfahrt über Pontorson, den an der Küste dem Mont St. Michel zunächst gelegenen Ort, bringt den Reisenden von St. Malo zum Mont St. Michel, so daß wir ihn bequem in einer Tagestour von dort aus absolvieren können. Leider ist das Felsenfest mit Pontorson mittels eines Dammes verbunden, so daß man gar nicht mehr recht merkt, daß man es mit einer Insel zu tun hat. Der Damm ist aber ein Produkt der allerneuesten Zeit. Von Pontorson aus kommend repräsentiert sich uns Mont St. Michel als dreieckiges Gebilde, dessen höchste Spitze in Goldbronze erstrahlt, und das —



Mont St. Michel in der Normandie.  
(Nach einer photographischen Aufnahme.)



Die Felsenskulpturen von Bothèneuf.  
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

doi 531 (= SS 175)

bei Ebae gesehen, wie in meinem Fall — weit und breit von einem sandigen Strand umgeben, einsam in die Höhe ragt. Beim Näherrücken unterscheiden wir



Bettstätte mit zwei Stockwerken.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

dia 479 = SS 151

auf der Felseninsel um die Abtei und die zugehörige Kirche gruppiert eine Menge von Häuschen, Türmen und Mauern. Die Wirkung auf den Beschauer ist wohl deshalb so überraschend und mächtig, weil unsere Insel so lebhaft mit

ihrer reizlosen Umgebung kontrastiert und so unvermittelt aus ihr plötzlich emporragt. Was Wunder, daß Engländer, Normannen und Bretonen um den Besitz dieses Fleckchens Erde in vergangenen Jahrhunderten gekämpft haben? Im 8. Jahrhundert soll die Abtei von einem Mönch, nachdem er eine Vision des heiligen Michael gehabt hatte, diesem zu Ehren gegründet worden sein. Nach mannigfachen Änderungen, Zubauten und Zerstörungen durch Feuersbrünste im Laufe der Jahrhunderte nahm die Abtei ihre heutige Gestalt an. Tief unten, wo die Mauern zum Teil durch den Felsen gebildet werden, sehen wir finstere Verließe, in denen ganze Generationen von Gefangenen schmachteten. So unter anderen ein politischer Gegner Ludwigs XV., zu dessen Qual eigens ein eiserner Käfig gebaut ward, in dem er auch starb. Ursprünglich ein Kloster, später Eigentum verschiedener Herrscher, schließlich der französischen Könige, wurde der Mont St. Michel wiederholt als Gefängnis benutzt, während der Bau jetzt einfach vom Staate erhalten und als historisches Denkmal den Fremden gezeigt wird. Über den Stätten menschlichen Jammers erblicken wir in ergreifendem Gegensatz große Prunkräume: Speise- und Empfangssäle der Mönche u. dgl., alle die verschiedensten Formen der Gotik aufweisend. Auf der Spitze des die Insel bildenden Berges über die anderen Räumlichkeiten aufgebaut, findet sich die Kirche und der Kreuzgang mit seinen herrlichen die verschiedensten Kapitäl tragenden Säulen. Der ganze Bau besteht bloß aus behauenen Granitsteinen. Nach 1- bis 2stündiger Wanderung durch die mannigfaltigsten Gemächer hat wohl niemand die Empfindung der Langeweile, so abwechslungsreich sind die dem Auge gebotenen Bilder. Bei Hochflut soll der Mont St. Michel sich am schönsten ausnehmen, dann umspült ihn nämlich das Meer von allen Seiten und nur der Damm, der sich von Pontorson zur Insel hinzieht, bleibt wasserfrei. Wenn nun noch obendrein Vollmond ist, dann soll dieses Landschaftsbild an Reizen seinesgleichen suchen. All dies kenne ich leider nicht aus eigener Anschauung. Gegen das offene Meer zu hemmt das kleine Inselchen Tombelaine den Blick. Hier wohnte vor Jahren ein Sonderling, Marquis Tombelaine zu benannt, halb Fischer, halb Bettler, einsam auf dem Felsen neß hausend. Als er einst seinen gewöhnlichen Spaziergang nach Mont St. Michel machte, wurde er von der rasch hinter ihm ansteigenden Flut in dem tiefen Sand in der Umgebung des Mont St. Michel überrascht, konnte nicht schnell genug vorwärts kommen und ward ein Opfer der nachstürmenden Wassermassen. Ein Museum, an einer Ecke der Umfassungsmauer von Mont St. Michel, kommt unserer Phantasie in angenehmer Weise zu Hilfe. Hier sehen wir alte Waffen, Truhen, Kanonenkugeln, Gebrauchsgegenstände aller Art, die in der Abtei gefunden wurden und schließlich auch, in Wachs nachgebildet, viele der eingekerkert gewesenen Gefangenen.

Östlich von St. Malo liegt Cancale, an der Bai du Mont St. Michel. Eine ungefähr 1 $\frac{1}{2}$ stündige Wagenfahrt brachte mich hierher. Von kleinen Hügeln in der Nähe des Strandes hatte man nach Westen einen hübschen Blick, gegen St. Malo, nach Osten zu sah ich noch einmal den lieben Mont St. Michel. Viele hundert kleine Segelschiffe schaukelten draußen im offenen Meer und an der Küste war das Auge durch eingezäunte massenhaft nebeneinander gelegene Stellen im Wasser gefesselt: die hier so berühmten Austerparke. Während die Männer dem Fischereihandwerk obliegen, widmen sich die Frauen der Pflege der Auster. Diese sind aber mit den Parken nur zur Zeit der Ebbe sichtbar, während der Flut von Wasser bedeckt. Jede Eigentümerin muß von Zeit zu

Zeit ihre Auster waschen, mit der Bürste reinigen und nachzählen. Damit niemand seine Nachbarn dieser kostbaren Tiere berauben könne, ist Tag und Nacht ein Wächter da, der die Parke im Auge zu behalten hat. Eigentümlich ist es, daß diese Muscheln ihr Leben nur dadurch äußern, daß sie von Zeit zu Zeit einen Wasserstrahl von sich geben. Eine dieser Frauen sagte mir: „Wenn die Auster das Maul aufmacht“ — das heißt, wenn die beiden Schalen auseinander geklappt sind — „dann ist sie tot.“ Im April werden die jungen Auster von den Männern weit draußen im Meer von ihren „Bänken“ geholt und in die Parke behufs weiterer Pflege gesetzt. Viel Sorgfalt und Mühe wird dann besonders auf die Reinigung der Tiere verwendet, und das alles, um durchschnittlich 40 Francs für 1000 Stück zu erzielen; das soll der gewöhnliche Preis, den die Pariser Händler zahlen, sein. So erklärt es sich, daß trotz der verhältnismäßig großen Preise, die der Konsument in Paris für diese Muscheln zahlt, die Leute in Cancale doch nur recht ärmlich leben können. Um so erfreulicher war es, die große Reinlichkeit in den Häusern der Leute zu beobachten. Es fiel mir auf, wie viele Menschen man hier wie überall in der Bretagne in Trauer gehen sah. Es ist eben ein ganz gewöhnliches Ereignis, daß irgendein männliches Familienmitglied ein Opfer der See wird, der es sich ja wegen seines Fischer- oder Matrosenberufes anvertrauen muß. Es soll die Hälfte der Mannschaft der französischen Kriegsmarine aus Bretonen bestehen.

Einen Nachmittag brachte ich in dem von St. Malo mittels Dampfers in kaum einer Viertelstunde erreichbaren Dinard zu. Die Aussicht auf St. Malo, St. Servan und mehrere dem Ort vorgelagerte romantische Felseninseln vereinigen sich dazu, um aus diesem Seebade sicherlich eines der landschaftlich schönsten, das man sich denken kann, zu machen.

Das ähnlich benannte Dinan, unweit von Dinard, hoch über der Mündung der Rance in die See gelegen, bietet hingegen größtenteils den Anblick einer mittelalterlichen Stadt. Einzelne Wälle und Gräben und ein altes verfallenes Schloß sind noch sichtbar. Ein Denkmal von Bertrand du Guesclin erinnert hier wieder an die blutigen Kämpfe zwischen England und Frankreich im Mittelalter. Auf dem Platze, wo jetzt das Monument steht, kam Guesclin der durch die Engländer arg bedrängten Stadt um die Mitte des 14. Jahrhunderts dadurch zu Hilfe, daß er den englischen Heerführer zum Zweikampfe forderte und von dem Ausgange desselben das Schicksal der Stadt abhängig machte. Siegte der Franzose, so sollte Dinan gerettet sein, siegte der Engländer, so sollte es unter englische Herrschaft kommen. Das Schicksal entschied zugunsten des Franzosen und die Stadt war gerettet. Bertrand du Guesclin bewährte sich in vielen Kämpfen gegen die Engländer und wurde zum Danke dafür vom König zum „Cometable“ von Frankreich ernannt. Auch hier in Dinan wird ein altes Haus gezeigt, in dem Bertrand du Guesclin gewohnt haben soll.

Einen ganz originellen Anblick kann man in Rothéneuf, einem  $\frac{1}{2}$  Stunde Dampftramwayfahrt von St. Malo entfernten Dörfchen, genießen. Ein hier einsam lebender Geistlicher hat in die Felsen der Küste Figuren gemeißelt. Wir sehen Drachen gegen die Ritter kämpfen, ferner zumeist Gestalten aus der heiligen Schrift abgebildet. Einzelne dieser Formen waren durch die Natur schon so gut angedeutet, daß es bloß einiger Meißelschläge bedurfte, um den vom Künstler gewünschten Zweck zu erreichen. Unter dem Namen „les rochers sculptés de Rothéneuf“ kennt man diese absonderlichen Kunstwerke in der Umgebung von St. Malo.

Von St. Malo aus ging es behufs phonographischer Aufnahmen westwärts nach St. Brieuc, einem Städtchen ganz ohne jegliche Sehenswürdigkeiten. Es ist nur insoferne bemerkenswert, als es in neuester Zeit zu einem Knotenpunkt des Automobilverkehrs geworden zu sein scheint. Beinahe zu jeder Stunde des Tages kamen hier derartige Fahrzeuge an und hielten eine mehr oder minder lange Rast. Der ziemlich rege Fremdenverkehr, der hier herrscht, ist wohl ausschließlich auf diesen Umstand zurückzuführen.

Am übernächsten Tage reiste ich nach dem kleinen, auch in keiner Weise interessanten Städtchen Guingamp, ebenfalls meiner wissenschaftlichen Mission zuliebe. Ein Nachmittagsausflug nach St. Agathon, das eine gute Gehstunde



Ein lustiges Trio: Bauern aus der Bretagne.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

dia 478 (= 55150)

von hier entfernt sein mochte, wobei ich mich der liebenswürdigen Gesellschaft eines mir empfohlenen Geistlichen erfreute, machte mich mit einer ziemlich typischen bretonischen Landschaft bekannt: wellige Ebene, deren einzelne Felder durch den sogenannten „talus breton“ voneinander getrennt sind. Dieser besteht der Hauptsache nach aus Ginster und Stechginster, die wir beide auf Erdwällen wachsen sehen. Der Stechginster wird gepflanzt und dient dort, wo das Holz nicht in großen Mengen vorhanden ist, als Brennmaterial. Das hier zu Lande am häufigsten vorkommende Getreide, der Buchweizen mit seinen weißen Blüten, war allenthalben zu sehen. Er soll in ganz Frankreich kaum irgend wo so stark vertreten sein wie gerade in der Bretagne. Übrigens findet man auch andere Ackerfrüchte, besonders zahlreiche Kartoffeln. Der Buchweizen dient der Bereitung des landesüblichen, „Galette“ genannten Kuchens. In der Nähe der

Häuser finden sich zahlreiche Apfelbäume, die für den so verbreiteten Apfelwein „cidre“ aufzukommen zu haben; besitzt doch die ganze Bretagne, mit Ausnahme der Umgebung von Nantes, keine Weinreben! Der häufigste Baum scheint die Eiche zu sein, in einer kleineren Art als bei uns vorkommend. Aus ihrem



Bretonische Musikanten.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

dia 476 (= 551 48)

Holz wird das Mobiliar der Bauernhäuser hergestellt. Nirgends konnte ich eine besondere Blumenpracht entdecken, zumeist nur ganz gewöhnliche Kompositen. Mistelzweige fielen mir zuerst als Aushängeschilder für Gasthäuser, später aber auch auf Obstbäumen, auf denen diese Pflanze ein Scharoherdasein führt, auf. Die Mistel ist in der Bretagne so häufig, daß der Bedarf daran von

ganz England von hier aus gedeckt wird. Das ziemlich eintönige Landschaftsbild wird zumeist etwas durch die auf den zahlreichen Wiesen grasenden Pferde belebt. Man beschäftigt sich hier hauptsächlich mit der Aufzucht von schweren Wagenpferden. Wo nicht gerade Wälder oder Berge der Gegend ein eigenes Gepräge verleihen, sieht es im Innern der Bretagne, wohl mit einigen Varianten, so aus wie hier.

In Guingamp, in St. Briec und noch an allerlei anderen Orten erfuhr ich Interessantes über die Hochzeitsgebräuche in der Bretagne. Bei wohlthutierten Leuten soll es nicht gar zu selten sein, daß 1000 Gäste und darüber der Feier beiwohnen. Dabei dient der erste Tag der kirchlichen Einsegnung des Paares im Angesichte eines im Gotteshause aufgestellten Sarges, damit man bei dieser Gelegenheit an die theuern bereits verstorbenen Angehörigen denke. Der zweite Tag ist hauptsächlich den Vorbereitungen zum eigentlichen Hochzeitschmause gewidmet. Es werden die Tiere geschlachtet, die dazu notwendig sind. Am dritten Tage werden dann im freien Felde tiefe Furchen gezogen und die aufgehobene Erde zwischen zwei Furchen aufgeschüttet und so ein langer Tisch improvisiert. Die Gäste sitzen, indem sie ihre Beine in diese tiefen Furchen hineinhängen lassen. Diese Art der Bewirtung ist wohl nur in der warmen Jahreszeit ausführbar. Dabei haben die Frauen die anwesenden Männer zu bedienen und setzen sich erst selbst nach getaner Arbeit zum Mahl. Zwischen den Mahlzeiten wird fleißig getanzt, und zwar unter den Klängen der Cornemuse, eines Dudelsackes, und der Bombarde, eines holzpeifenartigen Instrumentes. Oft wird das Paar vor den anwesenden Gästen, in seinem Ehebett hingestreckt, vom Geistlichen gesegnet, wobei sich einige Kinder, künftigen Kindersegen andeutend, hinzulegen. Die erste Nacht nach der Hochzeit ist gewöhnlich der heiligen Jungfrau geweiht, die zweite dem heiligen Josef, hingegen wird dann erst in der dritten an die Consumptio matrimonii geschritten. Zu den spaßhaftesten Gebräuchen gehört wohl das Schlürfen der Milchsuppe mit durchlöchernten Löffeln, welches das Ehepaar, im Bette liegend, vor den versammelten Gästen vollzieht.

Von Guingamp aus ging es nach Lannion, einem friedlichen am Léguer gelegenen Städtchen. Der Stolz des Ortes ist das Haus eines Hutmachers auf dem Hauptplatze. Seinen hölzernen Erkern und seinem vorspringenden Giebel-dach glaubt man ein Überdauern von Jahrhunderten. Wie wohlthuend wirkt in Lannion etwas Vergangenheit, da die Gegenwart hier so wenig bietet!

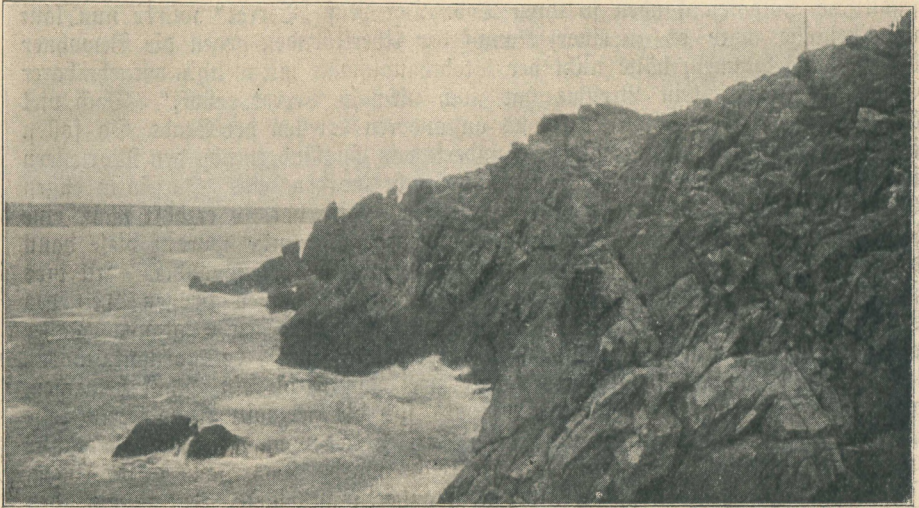
Ein Ausflug in das Thal des Léguer führt uns mehrere alte Schlösser vor Augen. Das Schönste ist wohl Tonquédec. Sehr zerfallen und von Efeu umrankt, prangt es majestätisch über dem Fluß. Ein gar stolzer Cavalier, der sich nicht einmal vor seinem König beugen wollte, hat dereinst hier gehaust. Cardinal Richelieu, ein treuer Diener seines Herrn, ließ das Felsenest darum eines schönen Tages von einem Trupp Soldaten zerstören. Seit jener Zeit also soll es nur mehr als Ruine bestehen.

An diese Sehenswürdigkeiten im Süden von Lannion schließen sich würdig die im Norden gelegenen an. Hier gruppiert sich alles Besuchenswerthe um den kleinen Hafen Perros-Guirec. Zur Zeit meines Besuches lagen alle die vielen hier sicher geborgenen kleinen Segelschiffe im Trocknen. Während der Ebbe gibt es hier nämlich gar kein Wasser, ein merkwürdiger, etwas trauriger Anblick. Hieran schließt sich das kleine Seebad Tregastel, beinahe nur von Engländern besucht. Dann verliert sich der Blick im Verlaufe der weiteren Wagenfahrt in einer Unzahl von ganz wildromantisch übereinander ge-

türmten Granitblöcken, die uns bis Ploumanarch begleiten. In bunter Abwechslung werden uns die absonderlichsten Gestalten vorgetäuscht. Ziemlich am auffallendsten ist der sogenannte „Hut Napoleons“. Dieser Ausflug beanspruchte zu Wagen ungefähr 5 Stunden von Lannion aus.

Am 15. August brachte mich eine Bahnfahrt von einigen Stunden von Lannion aus nach dem ungefähr 16.000 Einwohner zählenden Städtchen Morlaix. Ein sehr hoher Eisenbahnviadukt bildet, nach allen Seiten hin sichtbar, sozusagen ein Wahrzeichen des Ortes. In der Nähe dieses Meisterwerkes moderner Technik an der Rivière de Morlaix fällt uns ein Granithaus mit teils ganz altertümlichen, teils modernen Fenstern auf. Hier wohnte die stolze Königin Maria Stuart, als sie, vom nahen Hafen Roscoff kommend, dem Dauphin von Frankreich als Braut zugeführt wurde. Als das bewaffnete Gefolge der hohen Frau auf einer Holzbrücke den Fluß überschritt, stürzte diese ein und viele schottische Soldaten fanden so ihren Tod. Der Ruf „Verrat“ wurde nun laut und beinahe wäre es zu einem Kampf der Überlebenden gegen die Bewohner der Stadt gekommen, hätte nicht der Stadthauptmann mit weithin vernehmbarer Stimme erklärt: „Ein Bretonne hat noch niemals Verrat geübt!“ Doch viel ärger erging es den Söhnen Albions an anderen Stellen der Stadt. So sollen in einem nahe gelegenen Wäldchen Hunderte von Engländern von den Morlesiern im Schlafe überfallen und ums Leben gebracht worden sein. In einem engen Gäßchen sehen wir das Haus der „Pouliquen“. Hier hat, so erzählt man, eine schöne Magd einen ganzen Trupp Engländer hereingelockt, worauf diese dann durch eine Falltür versanken und im Flusse spurlos verschwanden. All dies sind Reminiszenzen an die mit solcher Erbitterung einen großen Teil des Mittelalters hindurch geführten Kämpfe der Bretagne gegen England. Daher rührt wohl auch der Wappenspruch von Morlaix: „Sils te mordent, mords les!“ Das Wappen selbst wird durch zwei Löwen, die ein Schiff bewachen, gebildet. Friedlichere Zeiten kamen dann, als sich die Herzogin Anna, „Duchesse Anne“ von Bretagne, 1491 mit König Karl VIII. von Frankreich vermählte und so die Bretagne eine Provinz Frankreichs wurde. Das Haus dieser klugen Frau sehen wir heute noch. Wie bei noch anderen aus dieser Zeit stammenden Gebäuden, ist an seiner Frontseite immer das höhere Stockwerk über das untere vorgebaut. Im Innern erblicken wir, auch ganz typisch, eine Vorder- und Hinterhaus verbindende Holzstiege, deren einzelne Stockwerke durch balkonartige Gänge markiert sind. An einzelnen Punkten der Treppenspinde sind schön geschnitzte Figuren, meist Heilige darstellend, angebracht. An manchen Häusern der Stadt finden wir auch an der äußeren Front befestigte holzgeschnitzte Heiligenfiguren. An einigen Eckhäusern sehen wir gerade an der Ecke angebrachte menschliche Gestalten in kauender Stellung; so erinnere ich mich beispielsweise an einen derartigen Dudelsackbläser mit grinsendem Gesicht. Morlaix mit seinem vielfach vorhandenen mittelalterlichen Anstrich hat aber auch der Neuzeit seinen Tribut gezollt. Daran erinnert uns vor allem die aus dem 18. Jahrhundert stammende am Flüßchen gelegene staatliche Tabakfabrik, deren Inneres ich nur auf eine besondere Empfehlung hin betreten konnte. Einer der leitenden Angestellten erklärte mir hierbei die ganze Einrichtung. Ein intensiver Tabakgeruch und ein nicht sehr angenehmer Tabakstaub erfüllen hier alle Räume. Es werden daselbst Rau-, Schnupftabak und Zigarren hergestellt, aber keine Zigaretten. Die Arbeiter und Arbeiterinnen bekommen täglich eine gewisse Portion Tabak, damit auf diese Weise dem Diebstahle möglichst gesteuert werde.

Wir sahen in einem Raume ein ganzes Lager von Tabakblättern, wie sie zum größten Teil aus Amerika, zu einem geringen Teil aus Ungarn importiert werden. Dann geht es an Bottichen vorbei, in denen den Blättern ihr allzu großer Feuchtigkeitsgehalt ausgelaugt wird; an anderen Stellen erblicken wir die bereits ausgetrockneten Blätter einem feinen Zerstäuber ausgesetzt, der die Blätter durch Anfeuchten mit einem Wasserstrahl vor allzu großem Austrocknen bewahren muß. Dann folgen Schneidemaschinen, dann kaffeemühlartige Gebilde, die den zum Schnupfen bestimmten Tabak ganz fein zermahlen. Diese Massen werden nun bei Beobachtung ganz genau vorgeschriebener Temperaturen in großen Räumen bis an die Decke aufgestapelt und der Fermentation überlassen. So wird das dem Schnupftabak eigentümliche Aroma erzielt. Dort, wo der



Die Pointe du Raz.

(Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. R. Erebitsch.)

die 527 (= 55 172)

Rautabak hergestellt wird, sehen wir, daß die bereits zerschnittenen Blätter dem aus ihnen früher extrahierten Saft neuerdings ausgesetzt und dann in Maschinen gebracht werden, die ähnlich den in der Wurstfabrikation verwendeten die uns allen wohlbekannte Wurstform des Rautabaks herstellen. Das Zusetzen von Saft ist darin begründet, daß der Rautabak eben im Gegensatz zu den anderen Tabaksorten einen reichlicheren Flüssigkeitsgehalt haben muß. In der Zigarrenabteilung, wo nur Frauen arbeiten, sehen wir, wie diese die bereits zugeschnittenen Blätter zusammenlegen und in Holzformen bringen, wo sie viele Stunden lang liegen bleiben. Schließlich wird die Holzform geöffnet und der nun nahezu fertigen Zigarre mittels Tabaksaftes und etwas Stärkeklisters das Deckblatt, einer feineren Tabaksorte angehörig, aufgeklebt und so ist dieses Genußmittel vollendet und kann seiner Bestimmung übergeben werden.

Ein Ausflug von der Dauer eines halben Tages brachte mich von Morlaix nach dem kleinen unweit des Meeres gelegenen 8000 Einwohner zählenden Städt-



Die sogenannten Alignements bei Carnac.  
(Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. R. Trebitsch.)

dia 523 (= SS 166)



Ein Dolmen bei Locmariaquer.  
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

dia 521 (= SS 165)

chen St. Pol de Leon. Zwei ganz nahe voneinander gelegene, sehr hübsche alte gotische Kirchen sprechen deutlich für den Glaubenseifer der Bretagne. In der Kathedrale wird eine Glocke aufbewahrt, die vor undenklichen Zeiten ein Fisch aus England herüber gebracht haben soll. Sie ist der Gegenstand inbrünstigster Verehrung und findet sich in zahlreichen Abbildungen in den Auslagen vieler Geschäfte. An der Kathedrale selbst fiel mir noch die kleine, ganz bescheidene neben dem Hauptportal gelegene Tür der Aussätzigen auf, ein beredtes Zeugnis für die Scheu, mit welcher die armen Leprösen im Mittelalter gemieden wurden. Die schreckliche Krankheit dürfte wohl heute noch sporadisch in der Bretagne vorkommen.

Den 17. August benutzte ich zu einem Tagesausflug nach dem reizend gelegenen Huelgoat. Eine mehrstündige Bahnfahrt brachte mich nach Locmaria. Von hier aus ging es mit Wagen und zum Teil zu Fuß durch eine abwechslungsreiche Gegend nach Huelgoat. Zuerst an Wiesen vorüber, im Hintergrunde Hügel, deren Gipfel von kleinen aus dem umgebenden Grün schüchtern hervorgelagerten Felsen gebildet werden, dann geht es durch eine enge Felschlucht, dann wiederum durch dichten Laubwald, an einem kleinen Tümpel vorüber, genannt „la mare du sanglier“. Endlich durch das sogenannte „Chaos“, ein in einem Flußbett gelegenes, weit sich hinziehendes Gewirre von Felsblöcken. Eine Partie darin heißt „le ménage de la vierge“; man sieht hier die romantischsten Höhlungen in den Felsen, die als Schlüssel und Teller der heiligen Jungfrau gedeutet werden. Doch eine kleine naturhistorische Überlegung kann uns in dem „Chaos“ nur die Spuren einer auch hier überstandenen Eiszeit und in den eigentümlichen Höhlungen Gletschermühlen vermuten lassen. Nachdem man unter nicht ganz ungefährlichen Klettereien all diese Naturwunder genossen, liegt plötzlich, lieblich an einem Teiche hingegossen, das Dörfchen Huelgoat vor uns. Hier erwartete mich der überaus liebenswürdige Artilleriemajor Alfred Querneau, in dessen reizender Gesellschaft ich den Nachmittag verbrachte. Ich war von einem meiner französischen Bekannten an den Offizier empfohlen worden.

Als ich mit meinem freundlichen Cicerone nach dem ungefähr eine Stunde entfernten, abseits vom Welt- und Bahnverkehr gelegenen St. Herbot fuhr, besuchte ich mehrere Bauernhäuser, deren Inhaber uns alle auf das freundlichste willkommen hießen. Es zeigte sich, daß alle nach einem Typus gebaut und eingerichtet waren. Ich hatte das bretonische Haus des Landmannes vor mir, wie es in früheren Jahrhunderten in der Bretagne noch allenthalben anzutreffen war, heute aber nur mehr in entlegeneren, verkehrsarmeren Gegenden zu finden ist. Es ist aus Granitblöcken erbaut, sein Dach besteht zumeist aus Tonerde und Stroh. Modernere Häuser haben bereits Schindeldächer. Durch die Tür ein tretend, gelangt man in einen für Mensch und Tier gemeinsamen Gang, von dem nach links, nur durch eine Holzwand getrennt, der Stall, rechts die Wohnstube gelegen ist. In dieser erblicken wir zuerst im Hintergrunde, dem einzigen Fenster gegenüberliegend, das Bett, ein „lit à coulisse“. Es ist ein Bett mit zwei Stockwerken; in der unteren Abteilung liegen gewöhnlich die Kinder, oben die Eltern. Es läßt sich meist durch Schiebetüren, selten durch einen Vorhang, bei Tag ganz verschließen und gleicht dann einem Schranke. Dieses Möbelstück zeichnet sich meist durch reiche Holzschnitzereien aus, hat sich oft durch Jahrhunderte hindurch in der Familie vererbt und erreicht so oft einen Wert von vielen 1000 Francs. Armut und allzu reicher Kindersegnen dürften die Ursache der Einführung dieses mit dem verfügbaren Raum so sehr sparenden Utensils

gewesen sein. Vor dem Bett, daran anschließend steht eine Truhe, die zum Aufbewahren von Mehl dient. In der feudalen Zeit soll der Ehemann hier oft eingeschlossen worden sein, während der Schloßherr oben im Bett an der jungen Bäuerin sein „jus primae noctis“ ausübte. Auf der Truhe steht häufig die Wiege des Jüngsten, welche die Mutter, im Bette liegend, mittels eines Schnürchens in Bewegung setzen kann. An der dem Eingange gegenüberliegenden Wand sorgt ein Kamin im Winter für behagliche Wärme. Um ihn herum gruppieren sich Sessel, meist auch eine Ofenbank. Hier konzentriert sich besonders während der kalten Jahreszeit das Leben der Familie, hier wird Großmütterchens Erzählungen gelauscht. Im Kamin hängt über dem Feuer ein eiserner Kessel zum Kochen herab, unten erblicken wir einen eisernen Dreifuß. An einer Wand das Kamins fällt die sogenannte „Schnepfe“, ein pyramidenartig nach oben spitz zulaufendes Holzstück auf, das zur Aufnahme der Kerze aus Baumharz dient. In solchen Bauernhäusern fand ich noch hie und da Leute, die Feuerstein und Stahl bei sich in der Tasche trugen und so ihr Licht entfachten. Andere Hausgerätschaften liegen auf Brettern, die horizontal verlaufend unter der Decke der Stube angebracht sind. Holzlöffel sehen wir meist in einer durchlöcherten Scheibe vom Plafond herabhängen. Am Fenster erblicken wir stets den Familientisch, auf welchem sich mit unheimlicher Regelmäßigkeit, stets dem Fenster zunächst liegend, ein Laib Kornbrot vorfindet. Dem Kamin gegenüber stehen Schränke, zwischen denen eine Pendeluhr aufgestellt ist. Als Motiv für die an Kästen, Betten und der Truhe angebrachten Holzschnitzereien können wir meist die Werbung eines Jünglings um seine Braut und die Überreichung einer Spindel an das Mädchen vor der Hochzeit, eine Volkssitte, deren wir übrigens bereits Erwähnung getan haben, vorfinden. Eigentümlich ist, daß dem Gaste, den man ehren will, stets ein Sitz auf der Truhe angeboten wird. In keinem Bauernhause fehlt der landesübliche Pennbaz, ein Stock aus Eichenholz mit einem Lederüberzug und einer Eisenkugel an dem einen Ende. Er dient als Waffe und ist seit vielen Jahrhunderten in der Bretagne gebräuchlich. Es würde zu weit führen sich in alle Details einer ländlichen Wohnungseinrichtung zu verlieren, ich wollte hier bloß das Charakteristischste hervorheben.

Eine halb verfallene alte Kirche in St. Herbot bot uns einen eigentümlichen Anblick: eine Unmenge von Schwanzhaarbüscheln von Rindern und Pferden lag auf dem Altar umher. An einem bestimmten Tage des Jahres wird hier ein Ablass (pardon) gefeiert, bei welchem die Haustiere in festlicher Prozession um das Gotteshaus herumgetrieben werden. Dann wird jedem Tier ein Haarbüschel von seinem Schweife abgeschnitten und in der Kirche deponiert. Dies soll ein Mittel sein, diese Vierfüßler vor Krankheit zu bewahren. Der Verkauf dieser Opfergaben trägt der Kirche, wie mir gesagt wurde, jährlich 1500 Francs. Diese Ablassfeierlichkeiten sind zum größten Teile bereits außer Gebrauch, eine Spezialität der Bretagne in vielen ihrer Ortschaften.

Eines der originellsten Ablassfeste war wohl das des heiligen Servatius in „Cornouaille des Monts“ an der Grenze zwischen Vannes und Cornouailles<sup>1</sup>. Der heilige Servatius galt als der Schutzpatron der Saaten. In der betreffenden Kirche stand nun ein Banner und eine Holzstatue des Heiligen. Unter vorgeschriebenen Gesängen versammelten sich die Leute von Vannes und die von Cornouailles, beide Parteien auf einer bestimmten Seite

<sup>1</sup> Name historischer Provinzen der Bretagne, zum größten Teile dem heutigen Departement Morbihan entsprechend.

der Kirche. All dies geschah alljährlich am Vorabende des 13. Mai um die Besperzeit. Dann wurde von beiden Gruppen unter heftigen Stockschlägen um das Banner und die Statue des Heiligen gerauft; es kam dabei immer zu groben Verletzungen. Schließlich trug eine der beiden Parteien die Wahrzeichen des Heiligen nach Hause und dieser Partei war nach dem Volksglauben eine gute Ernte garantiert. Vor einigen Jahrzehnten hat sowohl die staatliche als auch die kirchliche Behörde dieses Ablaßfest wegen seiner allzu gefährlichen Folgen für Gesundheit und Leben der Teilnehmer abgeschafft. Der Wunderglaube blüht aber noch heute trotz allem in der Bretagne. So herrscht die allgemeine Überzeugung in diesem Lande, daß kein Bretoner sterben kann, ohne daß irgend einer seiner Verwandten, Bekannten oder Freunde im vorhinein ein „Zeichen“ von irgend einer höheren Macht erhielt, was mir wiederholt erzählt wurde. Der bekannteste bretonische Dichter Theodor Botrel spricht in seinem Buche „Contes du Lit Clos“ ebenfalls diese Meinung aus.

Von Huelgoat aus ging es dann zurück nach Morlaix und von hier nach dem mächtigsten Kriegshafen Frankreichs, nach Brest. Den Touristen ist dieser Ort aber nicht nur wegen seiner militärischen Bedeutung ein Gegenstand des Interesses, sondern er wird von ihnen auch wegen seiner kolossalen Regenmenge gefürchtet. Es regnet hier am meisten von der ganzen Bretagne, und zwar beinahe täglich, wovon ich mich auch überzeugen konnte. Der Kriegshafen liegt am Flusse Penfeld, während sich ihm nach außen gegen das offene Meer die „Rade de Brest“, ein natürlicher Hafen, allenthalben von Forts umgeben, anschließt. Eine alte Festung aus der Zeit Ludwigs XIII., jetzt als Kaserne benutzt, gewährt der sonst durchaus modernen Stadt etwas mittelalterliche Romantik. Stockfinstere, metertief unter der Erde liegende Kellerlöcher dienten hier als Gefängnisse, „oubliettos“. Die Gefangenen wurden hier tatsächlich einfach veressen und dem Hungertode preisgegeben. Erst in den letzten Jahren wurde ein Skelett eines Sträflings aufgefunden, das vielleicht schon jahrhundertlang hier gelegen war. Noch jetzt ist es nahezu lebensgefährlich, auf Leitern in diese finsternen Verließe zu steigen; aber zur Zeit ihrer Benutzung, wo die armen Eingekerkerten einfach, da gar keine Stiege oder ähnliches dahinab führte, vom Erdgeschoß aus hinuntergeworfen wurden, mag mancher schon auf diese Weise sein Leben eingebüßt haben. Einem minder unheimlichen Zweck diente ein dunklerer Winkel tief unten, nahe dem Meere, wo bis 1870 der Schatz der Stadt aufbewahrt worden sein soll, bis er der Kriegsentzündung nach dem deutsch-französischen Kriege zum Opfer fiel.

Am 21. August traf ich in dem ruhigen Städtchen Quimper, am Odet gelegen, ein. Hier ist der Hauptsitz der bretonischen Stickereien und Fahencen. Die Stickereien werden hierzulande nahezu ausschließlich von Männern ausgeführt. Die meisten bretonischen Kostüme weisen diese reizenden Handarbeiten auf. Hier lebt noch der sogenannte Sticker des Kaisers, ein alter Mann, der Napoleon III. während dessen Aufenthaltes in der Bretagne eine Weste gestickt hat. Die Stickereien weisen zumeist sehr einfache, sagen wir geometrische Motive auf. Wir sehen da als eines derselben von unten nach oben konvergierende Striche, welche Gott bedeuten sollen, darunter angebracht mitunter mehrere konzentrische Kreise, das Weltall symbolisierend. Unter diesen zwei Ornamenten finden wir einen „Menhir“<sup>1</sup>, bloß mit seinen Konturen gezeichnet, als Symbol Frankreichs.

<sup>1</sup> Wir kommen später auf die Besprechung der Menhirs zurück.

Diese Zeichensprache soll noch auf die Zeiten der Druiden, vielleicht auf noch frühere Epochen zurückzuführen sein. In ihrer Vereinigung bedeuten diese Ornamente ungefähr: Gott möge das Weltall und auch Frankreich schützen. Am deutlichsten ausgeprägt finden sich meist die konzentrischen Kreise, die anderen Figuren sind oft nicht vorhanden oder nur angedeutet. Gestickt wird zumeist mit Goldfäden auf schwarzem Stoff und nicht mit fortlaufendem Faden, sondern mit häufiger Knotenbildung, so daß sich diese Handarbeiten durch die so entstehenden Unebenheiten rauh anfühlen. Hier zeigt sich wiederum das in Europa so selten gewordene Festhalten an alten Traditionen, das wir bei den Bretonen so oft zu bewundern Gelegenheit haben.

Die Fayencefabriken befinden sich größtenteils in der Vorstadt Locmaria, eine neben der anderen. Die größte wählte ich mir zur Besichtigung aus. Im Hofe erblicken wir Tonerde von grauer Farbe in größeren Haufen abgelagert. Sie wird unweit der Stadt am Flußufer gestochen. Vor der Verarbeitung wird sie durch ein Sieb hindurchgetrieben und so von anhaftenden Sandpartikeln befreit. Nun sehen wir in der Fabrik selbst eine Abteilung, wo die Tongefäße geformt werden, meist bloß mit der Hand. So sah ich einem Arbeiter zu, der auf seiner Töpferscheibe, die er mit dem Fuß in Rotation versetzte, in einigen Minuten eine Suppenschüssel bloß durch Kneten mit den Händen erzeugte. Der Henkel wird nachträglich an die noch weiche Masse angefügt. Um die Tonerde bei der Bearbeitung stets weich zu erhalten, wird sie fortwährend mit Wasser angefeuchtet. Nur bei komplizierteren Gefäßen werden Formen, die das gewünschte Gefäß im Negativ darstellen, angewendet. In diesem ersten Raum sind auch Regale angebracht, auf die die Gegenstände viele Stunden zum Trocknen gelegt werden. Ein zweiter Raum enthält den Ofen, in dem die Objekte unter Zusatz von Salz gebrannt werden und hierdurch dann ihre rötliche Farbe erhalten. In einer dritten Abteilung werden Zeichnungen auf den Fabrikaten mittels Durchpausens einer Vorlage angebracht und diese dann bemalt. Verblüffend ist die Schnelligkeit, mit der auch diese Manipulation vor sich geht.

An dem Städtchen selbst ist außer der sehr hübschen gotischen Kathedrale aus dem 13. bis 15. Jahrhundert und dem Museum nicht viel zu sehen. Das Museum enthält eine höchst reichliche Sammlung bretonischer Kostüme und bretonischer Einrichtungsgegenstände in reizvoller Gruppierung. Die Kathedrale zeigt auf der höchsten Spitze ihres reich verzierten Hauptportales die kindlich nativ ausgeführte Reiterstatue des sagenhaften Königs Gralon von Cornouailles.

Ein Tagesausflug brachte mich über Douarnenez und Audierne von Quimper aus nach der bekannten Pointe du Raz.

In Douarnenez, reizend an der lieblichen Bai de Douarnenez gelegen, gestattete mir ein mehrstündiger Aufenthalt die hier blühende Sardinienindustrie näher kennen zu lernen. Sie ist im Orte durch ungefähr 23 Fabriken vertreten. Die Aufschrift „Fabrication de conserves alimentaires“, die sich auf den betreffenden Gebäuden befindet, wird den Neugierigen leicht auf den richtigen Weg führen. Nach kurzer Vorstellung beim Direktor wurde es mir gestattet, ein derartiges Etablissement zu besichtigen. Die ankommenden Sardinen — 1000 Stück werden gewöhnlich mit etwa 50 Francs bezahlt — werden vor allem in Blechwannen mit heißem Wasser gewaschen. Dann werden sie von den um einen Tisch gruppierten Arbeiterinnen in Empfang genommen, abgehäutet, wobei der Kopf samt den Eingeweiden entfernt wird. Eine geschickte Arbeiterin soll es dabei fertig bringen, diese Operation auszuführen, ohne den übrig bleibenden Leib

des Tieres durch das Messer zu verletzen. Dann werden die Sardinen wieder in eigenen Blechwannen in Öl gekocht und schließlich in die bekannten Blechschachteln verpackt. Die Blechschachteln werden in einer eigenen Abteilung von Männern erzeugt, indem der eine den Boden, der andere die Seitenwände, der dritte den Deckel mit eigenen Maschinen zuschneidet, worauf dann ein vierter die Bestandteile zusammenlötet. Diese Schachtelfabrikation wird wegen der eine solidere Gesundheit voraussetzenden Manipulationen nur von Männern betrieben. Der allergrößte Teil der Bevölkerung des Ortes ist an der Sardinenfabrikation beteiligt. Die Männer sind zumeist mit dem Fang der Sardinen beschäftigt, während die Frauen in den Fabriken arbeiten. Die Sardinen werden mittels blauer Netze gefangen, die die Fische nicht von der Meeressfarbe unterscheiden können. Als Köder wird der Roggen norwegischer Stockfische benutzt. Die Ausbeute im Meere draußen ist ganz verschieden; ausschließlich danach richtet sich die Arbeitszeit in den Fabriken. Sie dauert manchmal bis in die späte Nacht hinein, manchmal nur einige Stunden des Tages. Die Arbeiterinnen werden durchschnittlich mit 20 Centimes pro Stunde bezahlt. Meist beginnen sie in ihrem 13. Lebensjahre damit, daß sie in der Fabrik zur Reinigung der Räume herangezogen werden und die eigentliche Arbeit durch Zuschauen erlernen. Doch viele avancieren niemals zu Arbeiterinnen, da ihnen die nötige Geschicklichkeit fehlt. Zu Zeiten, wo es keine Sardinen gibt, wie während meines Aufenthaltes, werden andere Fische, so Thunfische in der gleichen Weise präpariert. Daß wir hier in einem Zentrum der Sardinenindustrie verweilen, wird uns auch dadurch klar, wenn wir sehen, daß die Bettler zum Sammeln von Almosen alte Sardinenbüchsen verwenden. In der ganzen engeren und weiteren Umgebung von Douarneauz bildet übrigens die Sardine das Um und Auf des Daseins der Bevölkerung.

Noch etwas Eigentümliches hat Douarneauz an sich: fortwährend vernimmt man ein eigentümliches Geklapper auf den Straßen. Es sind die Holzschuhe, die in der ganzen Bretagne nahezu ausschließlich von der ärmeren Bevölkerung getragen werden. Die Gilde der Holzschuhmacher wohnt in geschlossener Gesellschaft in dem Wald von Camors. Dort werden die Holzschuhe aus dem Holz der Bäume des Waldes erzeugt und nach allen Orten der Bretagne verschickt. Dieses Handwerk vererbt sich von Generation zu Generation und hat dem Forste seine ständige Bevölkerung erhalten. Die Schuhmacher in den verschiedenen Orten und Städten der Bretagne lassen den Holzschuhen bloß ihre endgiltige Farbe und verschiedene Verzierungen angedeihen. Die Holzschuhe kosten den Träger derselben nur einige Francs und können 3 bis 4 Monate getragen werden, bis sie schließlich durch Entstehen von Sprüngen im Holz zerfallen.

Bis Audierne ging die Partie auf der Bahn vor sich, von Audierne aus brachte mich ein Wagen nach der gänzlich unbewohnten Pointe du Raz. Ein Leuchtturm, eine kleine Hütte, über Felsen thronend, welche Apparate für drahtlose Telegraphie birgt, sonst außer zwei Hotels keinerlei menschliche Behausung, finden sich hier vor. Die hier aufgetürmten Granitblöcke erinnern mit ihrer wilden Romantik sehr stark an die Bildungen von Lands End in England, erreichen jedoch nicht die grimmige Schönheit ihrer englischen Nebenbuhler. Die durch sie gebildete, ins Meer weit hinausragende Landzunge fällt nach allen Seiten steil in die See. Es gewährt einen ganz eigentümlichen Nervenkitzel, auf diesen Felsmassen herumzuklettern und unter sich die Fluten tosen zu hören. Dabei

ist das Gestein so glatt, daß nur äußerste Vorsicht und die starke Hand meines Führers mich vor dem Absturze bewahren konnte. Nahezu nach allen Seiten sind Felsen zu sehen. Nur nach Norden zu bietet sich dem Auge ein etwas friedlicherer Blick: die Bai des Trépassés, sogenannt, weil dort zumeist die Ertrunkenen und Schiffbrüchigen ans Land geschwemmt werden. Begreiflich, da wir es hier mit einem kleinen Streifen flachen Strandess zu tun haben, im Gegensatz zu den Felszenerien der übrigen Umgebung der Pointe du Raz.

Eine ganz ähnliche Küstenlandschaft bot mir mein nächster Tagesausflug nach der Pointe de Penmarc'h. Auf dem Wege dahin erblickte ich in Pont l'Abbé, einem kleinen, nicht sonderlich interessanten Landstädtchen, Leute mit sehr hübschen Kostümen, die aber wie überall in der Bretagne nahezu nur am Sonntag angelegt werden. Die Farbe des Kostümes ist hier wie auch anderwärts bei Männern und Frauen schwarz. Die Männer haben kurze Jacken, Westen mit den erwähnten Goldstickereien und gewöhnlichen langen Hosen. Die Frauen tragen hier weiße Häubchen, die das Hinterhaupt völlig freilassen und an diesem sind die ungemein straff emporgekämmten Haare sichtbar. Auch an dem weiblichen Kostüm bemerken wir analoge Stickereien, wie bei den Männern vorne über der Brust. Wie ich mich in dem Museum von Quimper überzeugen konnte, tragen die Frauen in den allermeisten Orten der Bretagne ganz verschiedene weiße Häubchen. Die männliche Kopfbedeckung ist ein schwarzer breitkrämpiger Filzhut mit rückwärts herabhängenden Bändern und zeigt nur geringe Modifikationen. (Vgl. das Bild auf S. 8.) Der Kenner ist imstande, beim Anblicke der Haube zu sagen, woher ihre Trägerin stammt. Die Kostüme in Pont l'Abbé sollen infolge ihrer reichen Stickerei zu den schönsten der Bretagne gehören. Es gibt so viele verschiedene Kostüme in der Bretagne, daß deren Zahl sich auf 200 bis 300 oder mehr belaufen dürfte.

Von Quimper aus ging es wegen phonographischer Arbeit nach Orient. Orient ist auch ein Kriegshafen, gewissermaßen eine kleine Auflage von Brest. Der Kriegshafen ist hier so von Mauern umgeben, daß man von der Stadt aus eigentlich gar nichts von ihm sieht. Das militärische Geheimnis ist also wohl sehr gut gewahrt. Die Statue eines Schiffsleutnants Bisson erinnert an dessen große Heldentat, wie er in den griechischen Gewässern segelnd sein Schiff in die Luft sprengen ließ, als es sich in den Händen von Piraten befand. Er wollte so einer schmählichen Gefangenschaft entgehen und fand dabei selbst den Tod. So geschah im Jahre 1827.

Das Städtchen Auray war mein nächster Aufenthalt. Von dem hart an der Rivière d'Auray gelegenen Belvédère gewinnt man einen schönen Überblick über die Stadt selbst, sieht in der Ferne das Meer und, was am meisten ins Auge springt, weit draußen in der Ebene eine goldene glitzernde Kirchturmspitze — St. Anne d'Auray. Eine 1½stündige Wagenfahrt brachte uns dorthin. Wie an allen Wallfahrtsorten umging uns hier eine Atmosphäre von Wundern: ein Brunnen, dessen Wasser alle möglichen Krankheiten heilt, eine Scala sancta, die der Gläubige nur kniend durchmessen darf und so fort. In der schönen, vom Ende des 19. Jahrhunderts stammenden Kirche im Renaissancestile belehrt uns ein kindlich naiv gehaltenes Bild, daß ein frommer Mann hier dereinst eine Statue der heiligen Anna in der Erde vergraben fand, worauf er für den Bau eines Gotteshauses an dieser Stelle sorgte. Seit jener Zeit, seit dem 17. Jahrhundert, ist der Ort wegen seiner miraculösen Kräfte bekannt. Allerlei Motivbilder und Weihgeschenke schmücken die Wände der Kirche, und Buden zum Verkaufe

von Heiligenbildern und sonstigen Erinnerungsgegenständen umgeben sie. Das Impoſanteste von allen, was hier zu sehen ist, dürfte jedoch die in Goldbronze erſtrahlende Statue der heiligen Anna hoch oben auf der Kirchturmspitze ſein, ein fernhin leuchtendes Wahrzeichen von St. Anne d'Auray.

Von Auray aus erſchloſſen ſich mir auch die gerade in dieſer Gegend ſo reich vertretenen Überreſte der menſchlichen Prähistorie. Carnac und Locmariaquer, beide von mir in einem Tagesausfluge von St. Anne d'Auray aus beſucht, ſind die Orte, wo dieſe Denkmäler unſerer Urbäter wohl am zahlreichſten in Europa vereinigt ſind. Gleich bei Carnac nahe der Fahrſtraße zwiſchen Plouharnel und Carnac ſehen wir eine Gruppe von elf Reihen von militäriſch geordneten über meterhohen Felsblöcken, manche ſenkrecht in die Höhe ragend, viele auch umgeſtürzt auf der Erde liegend. Es ſind wohl viele Hunderte von ſolchen Steinen hier vereinigt. Weiter abſeits befindet ſich eine ganz ähnliche Gruppe, immer ſind die Reihen von Oſten nach Weſten orientiert, die einzelnen Stücke werden gegen das Zentrum der ganzen Schar zu niedriger, gegen die Peripherie zu wiederum höher. Im Weſten anſchließend an die ſteinerne Verſammlung ein Halbkreis von ebenſolchen „Menhirs“ genannten Steinblöcken, der ſogenannte „Cromlech“. Es iſt unſicher, welchem Zwecke dieſe berühmten „Alignements de Carnac“ gedient haben mögen, aber aller Wahrſcheinlichkeit nach waren es Kultuszwecke, die bei deren Errichtung in Betracht kamen. Die Volkſage hat eine andere Erklärung gefunden. Ihr zufolge ſei der Papſt Kornelius aus Rom mit einem Paar Ochſen vor einer Truppe von heidniſchen Soldaten geflohen. Als er in der Nähe des heutigen Carnac anlangte, habe er vor ſich das Meer, hinter ſich ſeine Verfolger geſehen. In der höchſten Not blieb ihm nun nichts anderes übrig, als ſeine Feinde in Steine zu verwandeln, weſhalb das Volk noch heute von den „Soldaten des heiligen Kornelius“ ſpricht. An der Stelle der Rettung des Heiligen wurde ihm zu Ehren eine Kirche erbaut.

Herr Guſtav D'Ault du Meznil, Präſident der franzöſiſchen Archäologiſchen Geſellſchaft, war auf eine Empfehlung hin ſo liebenswürdig, mich in das Innere des Tumulus (Grabhügels) bei Carnac, genannt Mont St. Michel, zu führen. Bei ſeinen 20 Metern Höhe und 80 Metern Durchmesser würde niemand in ihm ein Kunſtprodukt, ſondern bloß einen natürlichen Hügel vermuten. Auf ſeinem Gipfel nimmt man neben einem Kirchlein eine ſchöne Ausſicht wahr, die ſich hauptſächlich auf den nahe gelegenen Golf von Morbihan, auf Auray und auf St. Anne d'Auray erſtreckt. Schließlich drangen wir in gebückter Haltung und bei Kerzenbeleuchtung in das Innere des „Tumulus“ ein: ein Steingrab neben dem anderen, aber von verſchiedenem Typus. Allen Formen gemeinſam eine Gruppe ſenkrecht ſtehender Steine; darüber entweder dachziegelförmig übereinander gelagerte Steine, oder ein aus ebenſolchen gebildetes Gewölbe, oder auch bloß eine große Platte als Deckel. Dieſe einzelnen Gebilde waren ſtets durch Lehm oder Tonerde vor dem Eindringen von Feuchtigkeit geſchützt. Wir haben es hier vermutlich bei den einzelnen Typen mit einer Entwicklungsreihe zu tun, deren Endglied die Form mit der Deckplatte ſein dürfte. Der Hügel ſelbſt iſt durch Lagen von Steinen, untermiſcht mit Erde, die eine gemeinſame Hülle aller dieſer Einzelgräber darſtellen, gebildet. Bei Locmariaquer ſehen wir nun einzeln ſtehende Grabſtätten ohne einen deckenden Hügel, und zwar ſolche von dem Typus mit der deckenden Platte. Während in dem Tumulus ſich nur wenige Dezimeter hohe derartige Steingräber vorfinden, ſind die bei Locmariaquer ſo hoch, daß ein Menſch in mehr oder

minder gebückter Haltung eindringen kann. Hier ist wohl der diese Bildung umhüllende Tumulus im Laufe der Zeiten abgetragen worden. In dieser Gestalt nennt man diese Steinkammern „Dolmen“. Sie sind entweder einkammerig oder haben einen Vorraum oder Seitenkammern; der Vorraum verläuft entweder gerade oder geknickt. In den Dolmen vermutet man Gräber von Häuptlingen, da im Innern stets nur ein Skelett vorgefunden wurde. Eigentümlich sind oft die Zeichnungen, die man in die Steine der Dolmen eingeritzt findet. Es sind Reproduktionen von prähistorischen Hacken, oft bloß krumme Linien oder auch jene bei den Stickerien erwähnten konzentrischen Kreise. Daß die Zeichnungen ebenso alt sein dürften, wie die Dolmen selbst, geht daraus hervor, daß wir sie auch an den einander beinahe berührenden Flächen der Steine finden, wo sie also bei deren Bearbeitung angebracht worden sein müssen. Die in den Dolmen und Tumulis gefundenen Objekte sind in reichlicher Auswahl in dem Musée Miln von Carnac und dem Musée de la société polymathique von Vannes ausgestellt. Sie bestehen aus menschlichen Skeletten, dann vielen Hacken und Schmuckgegenständen bloß aus der neolithischen Periode, dem Zeitalter des geschliffenen Steines, weshalb die Entstehung der Dolmen größtenteils in dieses Zeitalter verlegt wird. Von mancher Seite wird behauptet, daß der Ursprung der Denkmäler einer späteren metallischen Periode angehöre, da sich die Vertreter dieser Richtung das Behauen der Steine ohne Anwendung von Metallen nicht gut vorstellen können. Die Schmuck- und Gebrauchsgegenstände wären nach dieser Äußerung nur aus einer früheren Kulturstufe herübergenommen. Es ist dies um so möglicher, da wir in den Hacken und sonstigen Werkzeugen, die sich da fanden, bei genauerer Betrachtung wegen deren Kleinheit und des Mangels von Spuren der Abnutzung auch ganz gut Imitationen von in einem früheren Zeitalter wirklich gebrauchten Gegenständen erblicken können, die etwa bloß zu Begräbniszwecken hergestellt worden wären. Auffallend bliebe bei dieser Deutung allerdings der Umstand, daß sich in den Grabstätten selbst nur steinerne Gegenstände vorgefunden haben. Nach der Volks Sage handelt es sich bei den Dolmen um Wohnungen eines Zwergvolkes, der Kerions, welche zwar klein, aber riesig stark gewesen sein sollen. Noch schwieriger gelingt die Erklärung der Bedeutung der ganz isoliert stehenden Steine, der „Menhirs“, die oft viele Meter hoch sind. Haben sie Kultzwecken gedient oder waren sie bloß Grenzsteine? Einzelne scheinen sogar Grabsteine gewesen zu sein, da in ihrer unmittelbaren Umgebung Gräberfunde gemacht worden sind. Von den vielen Menhirs in der Umgegend von Locmariaquer war mir der am auffälligsten, der im dortigen Friedhofe zur Anfertigung eines modernen Grabsteines benutzt worden ist. Ich empfand diesen Anblick als eine Verstümmelung eines der so spärlichen Reste der Kultur unserer Urväter. Die megalithischen Denkmäler, die sich in großer Menge in der näheren und weiteren Umgebung von Locmariaquer und Carnac, und noch auf der Halbinsel Quiberon in reichlicher Zahl vertreten finden, haben alle eigene Namen, so daß der Fachmann schon bei deren Nennung sich genau vorstellen kann, was gemeint ist.

In Locmariaquer findet sich jedoch noch eine andere Sehenswürdigkeit: die Austernzucht. Sie wird hier anders betrieben als in Cancale. Während dort die bereits fertigen Austern, die „Natives“, aus dem offenen Meere gebracht und in die Parks gesetzt und gepflegt werden, wird das Tier hier von seiner Geburt an aufgezogen. Die Zucht wird an der Mündung des Flusses Auray ins Meer, wo Ebbe und Flut sich noch fühlbar machen, betrieben. In einer Ab-

teilung eines solchen Austerparcs werden die ganz jungen noch schalenlosen Aустern auf mit hydraulischem Kalk bestrichenen Ziegelsteinen, auf denen sie sich ansetzen, großgezogen. Die Tiere siedeln sich bloß an den dem Lichte zugekehrten Flächen der Ziegelsteine an, worauf bei deren Anordnung in entsprechender Weise Rücksicht genommen werden muß. Hat sich bereits eine deutliche Schale an dem Tiere gebildet, so muß es vom Ziegelstein losgelöst werden und behufs weiterer Entwicklung in eine andere Abteilung gelegt werden, wo es bis zur Vollenbung des ersten Lebensjahres bleibt. Wir haben hier nämlich außer für die auf den Ziegeln klebenden Aустern, dem „Raissain“, auch eingefriedete Stellen im Wasser für einjährige, für zweijährige und für dreijährige Aустern. Der Züchter erkennt das Alter des Tieres genau an der Konfiguration der Schale, die in jedem Jahre um ungefähr 1 Zentimeter zunimmt. Im dritten Lebensjahre werden sie hier meist an Händler aus Ostende und Whitstable verkauft. In diesen Orten bleiben sie dann gewöhnlich ein Jahr in Süßwasser liegen und werden so gemästet und dann an weitere Händler und schließlich an den Konsumenten abgegeben. Eine große Gefahr für die Aустernzucht sollen die Eisbildung im Winter und dann die Krabben sein. Gegen die Krabben schützt man die Aустern durch Einplanken der Parks und durch Aufstellen von Fangkörben, weshalb jeder Aустernzüchter auch gleichzeitig hier einen schwunghaften Handel mit Krabben betreibt. Mein Gewährsmann nannte mehrere Millionen Aустern sein Eigen. Das nahe gelegene Muray ist übrigens ein großes Zentrum für Aустernzucht und Aустernhandel.

Ende August ging es nun über das Städtchen Bannes und den Hafen Nantes an der Loire zurück nach Paris.

Die Bretagne wird mir sicherlich durch ihre interessanten Küstenbildungen, durch ihre ethnographischen Merkwürdigkeiten, durch ihre megalithischen Denkmäler und schließlich auch durch die übergroße Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner lange in angenehmer Erinnerung bleiben. Noch eines möchte ich rühmend hervorheben: während des ganzen Monates August (1908), den ich dort zubrachte, hatte ich nur drei Regentage, während der größte Teil des übrigen Europa sehr unter der Ungunst der Witterung zu leiden hatte.



